



TITEL

Die großen Unbekannten

VERMÖGEN

■ Deutschlands Superreiche tauchen in spekulativen Rankings auf und wecken jede Menge Neider. Politiker wollen ihre Vermögen umverteilen, und der Internationale Währungsfonds will ihre Einnahmen begrenzen. Nur wer sie wirklich sind, weiß keiner: die Superreichen in Deutschland. Auf der Spur eines Schreckgespenstes, das (bisher) keines ist.

Um die Reichsten des Landes bei Laune zu halten, schickt die Deutsche Bundesbank ihnen einmal im Jahr Schokolade, versteckt hinter den 24 Türchen eines Adventskalenders, eine Sonderanfertigung für die Teilnehmer der Befragung „Private Haushalte und ihre Finanzen“, verziert mit Motiven rund ums Thema Geld. Es ist der Dank dafür, dass sie sich an der Befragung beteiligt haben, und die Hoffnung, dass sie auch drei Jahre später wieder ihre mit Zahlencodes gesicherten Eingangstüre öffnen, wenn der Interviewer von der Bundesbank klingelt. Immerhin 2500 Haushalte beteiligen sich derzeit zum dritten Mal an der Befragung, 380 Millionäre sind in der Stichprobe, 40 davon mit einem Vermögen von mehr als fünf Millionen Euro. „Über ihr eigenes Geld sprechen die Menschen in Deutschland nur sehr ungern“, sagt Philipp Marek, Ökonom im Forschungszentrum der Bundesbank und Absender der Adventskalender: „Die Daten über Haushalte mit großem Vermögen sind besonders wichtig.“

Und die Schokolade soll den Zugang erleichtern? Man kann das einer Institution wie der Bundesbank für unwürdig halten. Andererseits sind die Präsente der Ausdruck einer Hilflosigkeit, die alle Wissenschaftler erfasst, sobald es um die Vermessung des Reichtums in Deutschland geht. Es wird viel geredet über die Reichen in Deutschland: Wirtschaftsmagazine veröffentlichen Listen mit den vermeintlich Vermögendsten. Der Allianz Reichtumsreport bestätigt der Republik neue Rekordzahlen. Der Internationale Währungsfonds (IWF) lanciert eine neue Studie, der zufolge Deutschland zu den Ländern zählt, in denen sich eine finanzielle Oberschicht auf obszöne Art vom Mitbürgerrest abkoppelt. Und die Politik taumelt von einer Gerechtigkeitsdebatte zur nächsten: Die SPD wollte im Wahlkampf zur großen Umverteilung aufrufen, scheiterte, will nun den Reichen aus der Opposition heraus einheizen. Die Grünen wollen derweil, dass zumindest Hochvermögende auch nach den anstehenden Koalitionsverhandlungen noch mit einer Vermögenssteuer rechnen müssen. Doch so wortreich und urteilsicher wie die Berichte und Beiträge im Generellen auch sind, so wortkarg und analysearm sind sie, was den vermögenden Deutschen im Speziellen anbelangt.

Offiziell gilt in der Bundesrepublik als reich, wer mehr als das Doppelte des Medianeinkommens verdient. Das trifft auf einen Singlehaushalt zu, der ein Nettojahreseinkommen von mehr als 35 616 Euro hat. Als „sehr reich“ gelten Haushalte, die über ein



Wahrscheinlich kein Opel
Auto mit Schutzdecke

Nettojahreseinkommen von 53 424 Euro verfügen. Aber sind das die Reichen? Sind das die Menschen, die der IWF meint, wenn er schreibt: „Die Ungleichheit bei Vermögen hat in den vergangenen Jahrzehnten stark zugenommen.“? Oder ist beim IWF nur von denen die Rede, die die scheidende Arbeitsministerin Andrea Nahles (SPD) im Sinn hat, wenn sie sagt: „Es bildet sich eine Oligarchie von Reichen heraus, die Vermögen leistungslos erwerben.“?

„Es gibt kaum statistische Daten in Deutschland, die in den Bereich der Multimillionäre und Milliardäre gehen“, sagt der Düsseldorfer Vermögensforscher Thomas Druyen (siehe Interview Seite 26). „Wir haben im oberen Vermögensbereich eine gravierende Datenlücke. Speziell der Superreiche ist für empirische Sozialforscher ein unbekanntes Wesen“, sagt Jürgen Schupp, der beim Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) das Sozio-oekonomische Panel (SOEP) betreut, Deutschlands wichtigste soziologische Studie. „An die

Milliardäre kommen wir Forscher derzeit nicht ran.“ Sein Kollege Markus Grabka bezeichnet Reichtumsforschung als „Voodoo-Ökonomie“.

Bekannt sind in Deutschland nur wenige Eckdaten des Reichtums: Die oberen zehn Prozent der Bevölkerung verfügen über 60 Prozent des Vermögens. Die anhand des Gini-Koeffizienten erfasste Ungleichheit nimmt seit der Wiedervereinigung, wenn auch nicht linear, zu. Das war's. Und heißt im Klartext: All die Daten und Statistiken, die vor einer Gefahr durch Vermögenskonzentration in Deutschland warnen, können stimmen – oder auch nicht.

Lässt sich auf dieser Datengrundlage also ein Problem diskutieren? „Der Einfluss der wirklich Reichen wird zum Teil überschätzt“, sagt der Potsdamer Soziologe Wolfgang Lauterbach, der wohl führende Reichenforscher Deutschlands. Beim Statistischen Bundesamt heißt es: Die paar Tausend Superreichen sind keine relevante Größe. Der Münchner Ökonom und ehemalige

FOTO: GETTY IMAGES/MARCUS CLACKSON



ifo-Präsident Hans-Werner Sinn sagt: „Wen stören schon die paar Superreichen?“ Und auch der Vizepräsident des Essener RWI, Thomas Bauer, sagt: „Die Personen, die in den einschlägigen Reichenrankings auftauchen, spielen als Individuen nicht notwendigerweise eine relevante wirtschaftliche Rolle.“ Sie alle ziehen daraus den Schluss: Damit sich sagen lässt, ob das Scheinproblem Superreiche auch ein Problem ist, braucht es mehr Wissen. Bis dahin bleibt der Vermögende ein Schreckgespenst: Alle schüren Angst vor ihm. Keiner hat es gesehen. Immerhin das soll sich nun ändern.

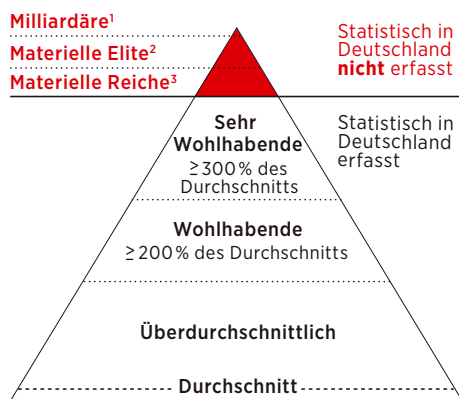
Bei 18 000 Euro hört es auf

Eigentlich gibt es für solche Fragen in Deutschland eine Anlaufstelle: das Statistische Bundesamt. Die Wiesbadener Behörde zählt, misst und bestimmt alle Lebensbereiche der Deutschen. Doch wenn die Statistiker auf die Reichen des Landes schauen, sind ihre Erhebungen nicht zuverlässig. Alle fünf Jahre erheben die Wiesbadener

zwar mit der Einkommens- und Verbrauchsstichprobe, wie viel die privaten Haushalte in Deutschland besitzen – doch ab einem Haushaltseinkommen von monat-

Oben offen

Vermessung von Reichtum



¹Geldvermögen von mindestens 1 Mrd. Dollar; ²Geldvermögen von mindestens 30 Mio. Dollar; ³Geldvermögen von mindestens 1 Mio. Dollar; **Quelle:** Lauterbach

lichen 18 000 Euro fliegt man aus dieser Befragung.

Etwas weiter, aber auch nicht ins Ziel kommt die zweite deutsche Institution für numerische Akribie: Bei der Bundesbank organisiert Schokoladenversender Marek die Vermögensstichprobe. Es ist die „detaillierteste Vermögensstatistik, die es in Deutschland gibt“. Sagt Marek, und es macht rumms: Schon liegt ein 261 Seiten schweres Dokument auf dem Tisch, der Befragungsbogen, mit dem die von der Bundesbank beauftragten Meinungsforscher alle drei Jahre um die Häuser ziehen, um das Vermögen der Deutschen zu vermessen. Blättert man durch die Seiten, wird sofort ein Problem klar, das beim Sprechen über Reichtum gerne unter den Tisch fällt: Erfassen Sie das alles erst einmal.

Allein beim Kapitel Sparen wird in Dutzenden Unterrubriken nach Fonds, Zertifikaten, Anleihen, Riester-Verträgen, Bausparen oder Wertpapieren gefragt. Mindestens eine bis anderthalb Stunden dauert so ein Interview, zum Schluss müssen die Frager eintragen, wie vertrauenerweckend sie den Interviewten fanden. „Beschreiben Sie den Zustand des Gebäudes im Vergleich zur Nachbarschaft“, heißt es da etwa. Oder auch: „Durch welche Maßnahmen wurde das Gebäude gesichert?“

Allerdings stößt auch Marek nicht in den Bereich der Milliardäre vor. Dennoch wimmelt es vor Experten, die den Reichtum der Kühnes, Albrechts, Jacobs und Reimanns belegen zu können glauben. Im Falle der Superreichen nennen sie sich Vermögensverwalter, Berater oder Banker und heißen zum Beispiel Daniel Kessler. In der Zürcher Niederlassung der Unternehmensberatung BCG kümmert er sich um den europäischen Teil des „Global Wealth“-Berichts. Es ist eine von vielen Veröffentlichungen, die reich sind von großspurigen Ankündigungen: Man könne Auskunft geben über die Verteilung der Vermögen und Vermögenden in allen wichtigen Ländern der Welt. Ähnlich klingt es bei der Allianz, der Beratung Capgemini oder der Großbank UBS, die nächste Woche ihren jüngsten „Billionaires Report“ vorstellen wird: Deren Vermögen soll im vergangenen Jahr doppelt so schnell gestiegen sein wie das der Weltbevölkerung. Datengrundlage? Keine Auskunft.

BCG-Mann Kessler ist da offener. „In den Industrieländern gehen wir von den Befragungen der nationalen Notenbanken aus“, sagt er und erzählt dann viel, wie Daten mathematisch kalibriert würden, um „den wissenschaftlichen Anspruch“ zu erfüllen. Worüber er wortreich hinwegredet: Es gibt



über Vermögen in Deutschland keine Primärquelle. Seitdem die Vermögensteuer abgeschafft wurde und bei Kapitalerträgen die pauschale Abgeltungsteuer greift, lassen sich auch aus der Finanzstatistik keine entsprechenden Rückschlüsse ziehen. Kessler sagt deswegen: Um die Superreichen abzubilden, „orientieren wir uns an den einschlägigen Rankings“.

Geschichte und Gegenwart dieser Rankings kennt keiner so gut wie Klaus Boldt. Der heutige Chefredakteur des Magazins „Bilanz“ hat 1999 fürs „Manager Magazin“ die erste Rangliste erstellt. Als er vor vier Jahren zur „Bilanz“ wechselte, nahm er, so drückt er das aus, seinen Schatz an Erfahrungen, Kontakten und Daten mit. Man darf annehmen: Die Anzahl der Daten war dabei deutlich in der Unterzahl. „Unsere Rangliste wird ständig optimiert“, sagt er.

Und das geht ungefähr so: Boldt veröffentlicht eine Liste mit Schätzdaten. Und die Genannten melden sich bei ihm: um ihn zu korrigieren, zu beschimpfen oder gleich zu verklagen. Wie auch immer der Austausch abläuft – am Ende ist die Schätzung genauer, und Boldt weiß ein bisschen mehr über die finanziellen Verhältnisse der Reichen. Nach fast 20 Jahren dieser konfliktreichen Tätigkeit ist er überzeugt, mit seinem Ranking näher an der Realität zu sein als je zuvor. Er sagt aber auch: „Ich bin überzeugt davon, dass es noch viel mehr Superreiche gibt, die bislang nicht auf unserer Liste stehen.“ Rund 1400 Namen mit Personen, deren Vermögen er auf mehr als 100 Millionen Euro schätzt, umfasst seine persönliche Kartei. Dass sich auf der veröffentlichten Liste auf Platz 1000 dennoch Franz Beckenbauer mit 90 Millionen Euro findet, begründet Boldt mit dem tieferen Sinn des Rankings: „Natürlich versuchen wir, so genau wie möglich zu arbeiten, aber am Ende ist das ein journalistisches Projekt, also auch: Unterhaltung.“

Die überschätzte Gefahr

Wenn es aber schon auf die Frage nach dem konkreten Reichtum keine fundierte Antworten gibt, wie dann auf folgende: Sind Deutschlands Reiche wirklich ein Problem? Über dem Schreibtisch von Rolf Kleimann hängt ein Motiv des Barockmalers Nicolas Poussin: Es zeigt eine Hirtengruppe, die ein Steinmonument betrachtet. Darauf sind ein paar lateinische Worte eingeritzt, bis heute weiß niemand, was der Satz bedeuten soll. „Das Bild inspiriert mich. Es gibt Bereiche, die können wir nicht erkennen, selbst wenn wir sie sehen. Das finde ich faszinierend.“ Es ist das Mantra eines Mannes, der untersucht, wie sich das Geld in Deutschland ver-



teilt. Kleimann ist Soziologe am Institut für Angewandte Wirtschaftsforschung. Der Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung basiert auf den Berechnungen, die hier erarbeitet werden. Er befragt dafür niemanden, er geht weder zu den Reichen nach Hause, noch schickt er Fragebögen mit Schokolade herum. Der Wissenschaftler wertet bloß all die Daten aus, die verfügbar sind. Und damit hat er das gleiche Problem wie alle anderen: Nach ganz oben hin wird es dünn. Allerdings findet er: Das ist gar nicht schlimm, weil es gar kein Reichenproblem gebe: „Dass extrem Reiche bei auf Stichproben basierenden Befragungen ausgeblendet werden“, habe gute Gründe: „So vermeiden wir Verzerrungen durch Extremwerte“, sagt Kleimann.

Beispiel Heilbronn: In keiner anderen deutschen Stadt ist das Durchschnittseinkommen so hoch wie hier, mehr als 40 000 Euro pro Jahr. Dabei lebt hier keineswegs die Geldelite des Landes. Stattdessen verzerrt ein einziger Bürger der Stadt die Statistik:

Lidl-Besitzer Dieter Schwarz. Solche Ausreißer könnten auch den Bericht der Regierung zur Vermögensverteilung verfälschen. Deshalb sei es eigentlich klug, dass die Handvoll Superreiche ausgeklammert ist, findet der Forscher. Man könnte nun natürlich eine Statistik mit Schwarz und eine ohne ihn erstellen und schauen, ob dies wirklich keinen Unterschied macht. Aber Kleimann findet: Es gibt größere Probleme. Er erzählt dann etwa von den Wohnungslosen, die ebenfalls von vielen Erhebungen nicht erfasst würden. Der Fokus solle sich auf jene richten, deren Situation prekär ist. Wen stören schon die paar Reichen? Damit liegt er ganz auf der Wellenlänge mit ifo-Emeritus Sinn, der sagt: „Das Thema wird hochgeredet.“

Womöglich auch, weil in der Debatte zu viel vermengt wird, was getrennt gehört. Es würde sich jedenfalls lohnen, einem pauschalen Ressentiment den Reichen gegenüber zu entsagen und stattdessen zwischen verschiedenen Formen von Reichtum zu un-

Warten auf ein Rauchzeichen Villenkolonie hinter Hecken



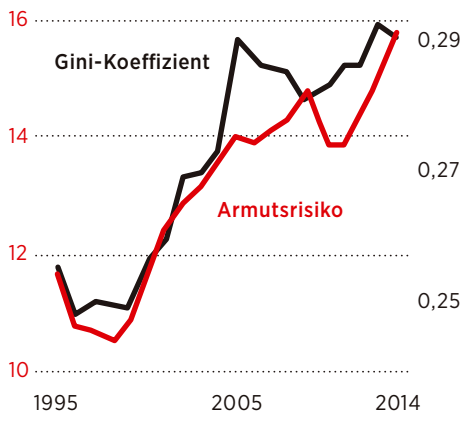
terscheiden. Ein Reichtum, der illegalen Quellen entspringt oder sich fragwürdigen Methoden verdankt, hat wenig zu tun mit dem nachhaltig wirkenden Reichtum eines Muster-Mittelständlers. Gerade Letzterer ist aber typisch deutscher Reichtum.

Irgendwann, das Jahrtausend war noch nicht angebrochen, hat Wolfgang Lauterbach deswegen mit dem Briefeschreiben begonnen. Der Potsdamer Soziologe schmeichelte den hochverehrten Adressaten und mühte sich, sein Anliegen möglichst zu umschreiben. Lauterbach wollte von den Empfängern seiner Briefe, die zu den vermögendsten Menschen der Republik zählen, Zahlen – und Auskunft über ihre Sicht auf Reichtum. Mit Fragen zu Unternehmertum und Verantwortung habe er sie zum Gespräch gebracht, das bewege diese Menschen, sagt Lauterbach. Er hat mittlerweile mehr als 130 Hochvermögende in seiner Kartei, kommt damit in die oberen fünf bis zehn Prozent der Vermögen. Er erhebt da nicht quantitativ Daten, erfährt aber in lan-

gen Gesprächen so einiges: Die Zahl der Reichen steigt, ihre Vermögen auch, und nahezu alle Mitglieder der deutschen Geldelite sind Unternehmer. Auf der deutschen Ver-

Ungleichheit sinkt, Armut steigt

Entwicklung der Armutsrisikoquote und des Gini-Koeffizienten (in Prozent)



Quelle: SOEP

mögendenliste stehen eben anders als auf der diese Woche veröffentlichten „Forbes“-Liste zu den reichsten Amerikanern keine Oligarchen wie Donald Trump oder Finanzinvestoren wie Warren Buffett – sondern Familienunternehmer.

Böser Reicher? Guter Reicher!

Ähnliches hat der Historiker Rainer Zitelmann erfahren. Er hat für „Die Psychologie der Superreichen“ 45 Hochvermögende ins Verhör genommen. In Deutschland wird man nach Zitelmanns Erkenntnissen vermögend, wenn drei Faktoren zusammentreffen: Berufswahl, kreative Intelligenz und die Bereitschaft, finanzielle Risiken einzugehen. „Ganz überwiegend stammen die Interviewten aus der Mittelschicht“, resümiert Zitelmann und argumentiert gegen ein Reichen-Klischee, das den eigenen Wohlstand verkonsumiert: „Fast alle Befragten, auch jene, die schon über 70 Jahre alt waren, gingen regelmäßig einer Arbeit nach und zeigten darin ein sehr hohes zeitliches Engagement.“ Dagegen wollte kaum einer der Befragten seinen Wohlstand „für schöne Dinge“ ausgeben. Zitelmann zitiert einen Vermögenden: „Ja, was für mich noch wichtig ist, dass ich eben mit dem Geld auch wohltätige Dinge tun kann. Also ich kann auch der Gesellschaft etwas zurückgeben oder etwas in der Gesellschaft gestalten.“ Das deckt sich mit Erkenntnissen von ifo-Forscher Sinn, der sagt: „Diese Leute können ihr Einkommen gar nicht konsumieren, sondern investieren es und schaffen damit Arbeitsplätze und Wohlstand für alle.“

Das soll nicht naiv klingen. Zitelmann sieht genauso wie Lauterbach, dass Vermögende keine einheitliche Kaste sind, die immer vorbildlich arbeitet. Ihn erschrecke, mit welchen geringen intellektuellen Mitteln Reichtum mitunter entsteht, lässt Lauterbach durchblicken. Es gebe einen Unterschied zwischen unternehmerisch erfolgreicher Oberschicht und Bildungsoberschicht. Dennoch zieht sich eine überdurchschnittliche Verantwortungsbereitschaft durch jene Vermögendenschicht, die bisher vermessen ist. „Eines der wichtigsten Charakteristika vieler Interviewpartner im Umgang mit Krisen und Rückschlägen war, dass sie selbst die Verantwortung übernahmen“, befindet Zitelmann. „Wir sind ja der Fehler“, sagte einer der Vermögenden auf die Frage nach seiner Verantwortung für sein Unternehmen, seine Mitarbeiter. „Alles, was passiert, außer schwere Krankheiten, hat man sich ja selber eingebrockt. Ich habe große Probleme mit der Erziehung meines Sohnes gehabt und dann überlegt: Was hast du falsch gemacht?“



20.10.2017/WirtschaftsWoche 44

THOMAS DRUYEN

„Wollen wir solche Superreichen?“

Herr Druyen, die Deutschen diskutieren gerne über ihre Reichen. Gleichzeitig weiß man fast nichts über sie. Liegt das daran, dass die deutsche Oberschicht so spektakulär nicht ist, weil es sich ganz überwiegend um Familienunternehmer handelt, die per se schweigsam sind?

Das ist der psychologische Hintergrund. Es gibt auch einen historischen: Nach Bismarck wurde die Sozialproblematik in Deutschland auf den Staat verlagert. Deswegen ist es eine routinierte Überzeugung, dass man mit Zahlung seiner Steuern und einer freiwilligen Philanthropie der Pflicht und der Kür Genüge getan hat. Das ist auch der Knackpunkt, wenn es um Reichtumsdiskussionen geht: Die unterschiedlichen Bewertungen gehen von ganz anderen Beurteilungen aus.

Und das führt zu einem falschen Bild?

Nehmen wir ein Beispiel: Die Familie Reimann kannte vor zehn Jahren kaum jemand. Wenn man sich heute diesen Konzern ansieht, weiß man dagegen, was Macht bedeutet. Die Nicht-

durchschaubarkeit einer solchen Komplexität ist aber dennoch nicht gleichzeitig ein Grund, das per se für gefährlich zu halten. Die Strukturen immensen Vermögens haben eine solche Komplexität angenommen, dass die Beurteilung von außen fast unmöglich ist. Das macht es leicht, die Reichen für Dinge, die nicht gut laufen, verantwortlich zu machen. Und das wird politisch gespielt.

Das würde dafür sprechen, dass Vermögende freiwillig transparent werden.

Das wird als Wettbewerbsnachteil gesehen. Die Bereitschaft zur Trans-

parenz aus Sicht der Superreichen ist ein völlig anderes Thema als die dementsprechende gesellschaftliche Blickrichtung. Ich denke da an einen Unternehmer, 800 Millionen Euro schwer, der zahlt Steuern, hat 150 000 Mitarbeiter, ist in Aktien weltweit unterwegs und spendet Millionen. Der findet sich vollkommen transparent und ist mit sich im Reinen. Und so ist die Wahrnehmung vieler Vermögender, die sich an die Regeln halten.

Zu Recht?

Diese Haltung scheint mir legitim. Wir müssen uns als Gesellschaft die Frage stellen: Wollen wir solche Superreiche oder nicht? Oder anders gefragt: Wer kompensiert die riesigen Steueraufkommen, die zahllosen Arbeitsplätze und die Förderung in Wissenschaft, Kultur und Gemeinwohl?

Die aber auch nur erbracht werden, wenn alle sich gemäß ihrer Finanzkraft beteiligen. Dafür wäre Transparenz schon wichtig.

Irgendwann wird über die Blockchain alles transparent. Die jetzige Form der Intransparenz ist der wehmütige Abschied von der Privatsphäre der Zahlen, die in 20 Jahren überhaupt kein Thema mehr sein wird.

Und dann?

Dann können wir endlich eine ehrliche Debatte darüber führen, welche Wertigkeit Vermögen für die Gesellschaft besitzt – und zwar jenseits von Klischees, die auf mühsam durch Geraune zusammengetragenem Halbwissen beruhen.

Was müsste man tun?

Man würde bei vielen Vermögenden eine Bereitschaft dazu wecken, sich an der Finanzierung des Gemeinwohls zu beteiligen, wenn man sie nicht über einen Kamm scheren würde. Wer 50 Millionen Euro besitzt, fühlt sich mit einem Milliardär eben nicht gemein. Standardisierungen sind lächerlich. Man muss die Steuerlast komplett individualisieren, auch nach unten. Dann ist die Diskussion beendet. Die Digitalisierung macht das möglich.

sven.prange@wiwo.de

Nicht: Was hat mein Sohn falsch gemacht? Und an dem Tag, wo ich das geändert habe, was ich falsch gemacht habe, ist mein Sohn toll geworden.“

Zitelmanns Fazit: Man müsse in der Debatte zwischen Einkommensmillionären, die selten zu den Superreichen gehören, und Vermögenden unterscheiden. Während Einkommensmillionäre oft aus großbürgerlichen Familien kämen, hätten die Vermögenden in der Mehrheit eine Unternehmerlaufbahn absolviert, meist aus eher mittleren Verhältnissen startend. Solche Erkenntnisse lassen vermuten, dass es mit der Durchmischung der Schichten in Deutschland tatsächlich ein geringeres Problem gibt, dass Hans-Werner Sinn recht hat, wenn er sagt: „Es ist absurd, allein aus der Existenz einer hochvermögenden Schicht in Deutschland ein Gerechtigkeitsproblem abzuleiten.“

Um das endgültig zu belegen, rufen alle in dem Bereich aktiven Forscher nach mehr Transparenz. Dafür gäbe es drei Möglichkeiten. Erstens: Es ließe sich auf einem Panel der Infratest Sozialforschung für Vermögende aufbauen. Dort sind Menschen, deren Vermögen sich auf durchschnittlich zehn Millionen Euro beläuft, vertreten. Das zweite Vorgehen ist das Schneeballprinzip: Man suche sich einen Milliardär, der einen dann als Ansprechpartner an weitere Milliardäre weiterempfiehlt. Oder man betreibt quasi Crowdsourcing an der Front, Soziologen und Volkswirte nennen das Oversampling. Man besorgt sich eine viel zu große Stichprobe, schreibt eine Auswahl an Personen an und hofft, dass ausreichend viele von denen mitmachen.

Diesen Weg geht derzeit etwa ein Team am DIW. Dort, wo sie auch das SOEP betreuen, tüfteln sie mit einer Finanzierungszusage des Arbeitsministeriums an „innovativen Wegen“, um an wohlhabende Haushalte heranzukommen. Ziel ist es, ein Panel von rund 1000 Haushalten mit einem Nettovermögen ab zwei Millionen Euro aufzubauen. In Wissenschaftskreisen heißt es, das Team werde derzeit in Handarbeit aus einem Fundus an 10 000 Adressen die 1000 vielversprechendsten aus. Derzeit läuft ein entsprechender „Pre-Test“.

Es ist tatsächlich das ambitionierteste Projekt auf diesem Feld in Deutschland. Aber es ist eben auch nur: ein Projekt. Ein verwertbares Panel wird daraus frühestens in einem Jahrzehnt, wenn der zweite oder dritte Durchlauf erfolgreich gewesen sein sollte. Bis dahin bleibt es Voodoo. ■

konrad.fischer@wiwo.de, bert losse, katharina matheis, sven prange



Thomas Druyen, 60, ist Soziologe der Sigmund Freud Universität Wien und Vermögensforscher